

Princeß Summelen.

Eine lustige Hofgeschichte.

Von Hanns v. Spielberg.

(4. Fortsetzung.)

So dachte Monsieur Dututel denn auch, während er die Treppen hinaufstieg, daran, daß der Fürst neulich die Arrangements eines Buffets getadelt haben sollte; er dachte weiter an eine zu stark gefüllte Petage Windsor, er dachte an einen Reziemer, den er selbst für etwas zu gehalten hatte, er dachte endlich auch daran, daß der Oberstleutnant neulich bei der Durchsicht der Küchenrechnungen die Stira so merklich tragend gesehen hatte.

Und dann stand er plötzlich vor Serenifimus, der an seinem Arbeitstisch saß und er hörte, wie der Herr Oberstleutnant, der links neben dem Fürsten am Tisch lehnte, halblaut sagte: „Gute Nacht! — Dututel.“

Der Herr wandte sich ein wenig um und lächelte.

Und wie Dututel dies lächeln sah, fiel ihm das Herz erst recht in die weichen weiten Höhlen. Denn er hatte so eine dunkle Empfindung, daß wenn diese Herren lächeln, das immer eine Liebesbedeutung ist. Wie man so im gewöhnlichen Leben sagt — „das lächelt die Erde kommt nach!“

Da begann Serenifimus auch schon: „Seh'n ja prächtig aus, Dututel. Ordentlich ein kleines Büschelchen angehaftet.“

Es betraf am Ende doch die Küchenrechnungen.

„Ja, ja! So geht's! Sie lassen sich nichts abgehen und, wir müssen verbleiben. ... ja! Na, wir sind ja nicht gerade übermäßig verdöhnt.“

Sollte er doch die verfallene Suppe oder den nichtswürdigen Reziemer im Sinn haben?

Und wir müssen schon mit dem Zufrieden sein, was Sie uns da unten zurechtbroden. Na, Alteschen, lassen wir's gut sein. Es giebt schon noch schlechtere Küchenchefs als unsern Dututel.“

Der Koch raffte seinen Mannesmut zusammen und flammelte, da Serenifimus eine Pause zu machen geruhte: „Gar zu gnädig!“

Aber nun richtete der Fürst sich ein wenig auf. „Lieber Dututel, der Herr Oberstleutnant hat mir vorhin Verschiedenes gehalten.“

O weh, also doch die vermaldeuten Rechnungen. Nun, gottlob, seine Seele war rein; gut Essen kostete eben Geld!

„Es ist eine verfallene Geschichte, durch Sie verfahren, lieber Dututel, aber wir wollen sie schon wieder in Ordnung bringen.“

Jetzt kniete der Koch förmlich zusammen. Eine verfallene Geschichte? Was mochte das sein? Was konnte das sein? Er verstand auch die Bedeutung des Ausdrucks „verfallen“ nicht recht, und da fiel ihm plötzlich ein, daß die Hoffnungen sich einmal über die vielen Hofjungen für die fürstliche Küche besorgt hatte, und daß ein frecher Durst, falls windiger Schreibergeselle, bei ihm die Zusammenstellungen überbrachte, ein Wort hätte fallen lassen, ähnlich wie: „Fräulein Rose liebe wohl auch gutebeizte Zimmer.“

Und so plägte er heraus: „Oheit wollen verdorren. Es ist eine infame Lüge! Meine Tochter — Serenifimus schüttelte das Haupt.

„Ach was — Ihre Tochter! Lassen wir die mal zunächst aus dem Spiel. Was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft Ihren Sohn.“

Und nun fuhr der Fürst lebhafter fort: „Ich habe mich immer für den Jungen interessiert. Es steht ein schönes, ein großes Talent in ihm, und es war bitter Unrecht von Ihnen, Dututel, daß Sie den Burken in seiner künstlerischen Entwicklung zu hemmen verstanden. Nun, er ist auch so seinen Weg gegangen, und wie mir der Herr Oberstleutnant vorhin vorgelesen hat, gewinn er jüngst auf der Akademie den ersten Preis. Das will etwas besagen, Dututel — Ihre Kunst in Ehren — mehr, als wenn Sie ein belittetes Ragout von Krebschmähnen oder ein exzellentes Salmi von Rebhühnern fabrizieren. Kurz und gut: der Junge ist jetzt ein gemachter Mann, er hat sich wenigstens seine ersten Dopen verdient. Und nun höre ich, daß Sie sich immer noch nicht mit ihm ausöhnen wollen. Sie alter Eifenkopf, der Sie sind! Was — ist es wirklich so?“

Seit der Fürst sein eigentliches Thema angeschlagen hatte, war Dututel wie verdammt. Er redete sich ordentlich, er wusch. Und sein gutmütiges Gesicht nahm einen Ausdruck von finsterner Entschlossenheit an.

„Ist es wirklich so?“ wiederholte Serenifimus noch einmal.

„Halten zu Gnaden! — es sein, wie Gure oheit sagen. Hat der Reue grandt seiner Vater den Rücken, hat er gesprochen schlecht von das väterliche Metier, von die Kunst seines Gesehls, muß er auch tragen die Folgen.“

Es sein aus zwischen ihm und mich — ganz aus.“

Der Fürst schüttelte den Kopf. „Sie sind ein Narr, Dututel. Ein eigenfinniger Narr. Sie wissen auch gar nicht, was Sie thun, und man muß Mittel mit Ihnen haben. Sie sollten einmal in Berlin, in der Nationalgalerie, die herrliche Prometheus-Gruppe sehen, die ein gewisser Müller geschaffen, und der war auch ein Künstlergenie. Gar nicht weit von hier, bei meinem Vetter! Nun, und wenn Professor Müller einmal Kärntenburg besuchen wollte, dann

würde ich es mir zur Ehre rechnen, ihn zur Tafel zu zeben. Verstehen Sie, Dututel? So kann es Ihnen schließlich noch begegnen, daß Sie einmal für Ihren Reue, der an meiner Tafel sitzt, tochen müssen! — Nur?“

„Gure oheit halten zu Gnaden! oheit können invitieren, von Gure oheit wollen, und der Dututel hat zu tochen, auch für den Reue, wenn Gure oheit wirklich befehlen. Aber darum sein es doch aus zwischen ihm und mich — ganz aus.“

„Was sagen Sie nun, V'Estrange? Ist mit diesem Dickschädel wohl zu reden? Da muß ich denn doch andere Saiten aufziehen.“ Der Fürst hatte ein esfenbeinernes Lineal vom Tisch genommen und accentuierte mit diesem energisch seinen nächsten Satz: „Nun also, Dututel! Wenn Sie nicht im alten wollen, so befehle ich Ihnen, sich mit Ihrem Sohn zu vertragen, ihm väterlich die Hand zur Verführung zu reichen.“

Der Alte war leise einen Schritt zurückgetreten. Er entfärbte sich doch ein wenig. Es war selten, daß der Fürst so entschieden sprach, auch machte der Oberstleutnant dem Koch ein heftiges Zeichen, das nur so viel bedeuten konnte als: „Seien Sie kein Thor — geben Sie nach!“ Einen kurzen Augenblick schwannte er auch. Aber dann sagte er, trostlos: „Oheit können mich maden lassen eine Kopf kleiner, Gure Durchlaucht können mir lassen sogar Durchlaucht aus 'odero Dienst. Aber ich bin und ich bleibe der Vater von das Kind. Und das Kind sein gewesen ungehoram, und ich kann mir brauche eine Sohn, was mir variert Ordre. Ich kann ihn nicht reiden die 'and und sagen: „Du hast gehabt recht, und ich 'ab gehabt unrecht!“ Das sein, mein 'hm!, unmöglich.“ Er sann einen Moment nach, und dann schloß er heftig: „Ich kenn' mich, und ich kenn' ihn. Wenn er mir könnte eiaen, der Reue, wies er vermag in meine Kunst, und was er ihr estimiert, dann würde ich leben, was ich kann thun, sonst nicht!“

„Aber Mann, das ist ja Unfinn — der bare Blödsinn!“ braute der Fürst auf. „Wollen Sie denn, daß sich ein Künstler von Gottes Gnaden wieder an den Küchentisch stellt! Also, Sie weigern sich, meinen bestimmten Wunsch, meinem Befehl zu gehorchen?“

„Oheit 'alten zu Gnaden: es sein mein Kind!“ wiederholte Dututel eigenfinnig.

Ein heftiges Wort schien dem Fürsten auf der Zunge zu liegen. Da mochte der Oberstleutnant sich zu ihm umdrehen und raunte ihm einige Worte ins Ohr, die eine merkwürdige Wirkung ausübten. Das Gesicht Serenifimus' all tete sich fast sofort, ein launiges Lächeln trat an die Stelle des stornigen Ausdrucks, und dann sagte er ganz ruhig: „Nun, ich sehe, es ist mit ihm nicht angedacht, und das wäre es wohl auch nicht angebracht, mit ihm über sein zweites Kind, über die Rose, zu sprechen.“

Dututel war eigenfinnig, aber er war nicht auf den Kopf gefallen. Diesmal wachte er sofort, wohin aus Serenifimus wollte, wachte nun plötzlich aus, warum Weingärtner vorhin so eigen diplomatisch gelächelt hatte. Sein Gesicht verklärte sich förmlich. Er machte eine tiefe Verbeugung und sagte: „D. halten zu Gnaden, oheit! Mit der Rose, das sein ganz eine andere Sach'. Meine Rose 'aben auch ihre orten“ — er meinte Stacheln — „aber meine Rose variieren doch immer.“

„So, so. Kreuz mich zu hören! Nun denn also: der Weingärtner hat mir anvertraut, daß er die Rose heirathen möchte, mich so gewissmaßen gebeten, als sein Freiwerber aufzutreten. Hm, ja. Das soll hiermit geschehen sein, und was die Aussteuer anbetrifft, so — so werde ich seiner Zeit von mir hören lassen. Sagen Sie das Ihrer Tochter, Dututel — es soll mich herzlich freuen, wenn sie glücklich wird!“

„Gure oheit sein zu anädig!“ Dututel trat mit einem leichten Thränenhauch väterlicher Rührung im Auge, dicht an den Fürsten heran und hauchte nach dessen Hand, sie zu küssen.

Aber Serenifimus wehrte ab. „Schon gut — schon gut! Ein Dickschädel bleiben Sie doch! Bessern Sie sich —“ Und der Oberstleutnant winkte, daß die große Audienz ihr Ende erreicht habe.“

Heulen und Röhnelappen herrschten an diesem Abend im ganzen Bereich der Schloßküche. Einem zünftigen Reus gleich stand Meister Dututel am Herd. An ihrem Stübchen aber sah Rose und weinte bittere Thränen.

Nach dem Desserl kam Weingärtner in das Allerheiligste Dututels hinunter. Er hatte das alatte Diplomaten-gesicht wie immer aufgesetzt, aber hinter der Maske schimmerte doch etwas wie große Erwartung.

„Nun?“ fragte er, sich sofort breitspurig dem Koch gegenübersehend.

„Nun, Schwiegerpapachen?“

Der Alte antwortete nicht gleich. Oder er brumnte vielmehr nur etwas ganz Unverständlichliches, unverständlich sogar für einen ersten Kammerdiener, der sonst doch aus halben Andeutungen, halben Sätzen sich sofort ein klares Bild zu machen verstehen muß. Eine unverwundbare Verlegenheit aber stand Dututel auf dem Gesicht geschrieben.

„Nun?“ fragte Weingärtner noch einmal, die Stirn hochziehend. „Serenifimus hat mir doch gesagt, daß er mit Ihnen gesprochen hat, Dututel.“

Der Koch ließ die Hand schmer auf den Tisch fallen. „'aben oheit auch gehan. Und ich 'aben auch gleich gesprochen mit die Rose. „Mon Dieu“, id war so selia über die Gnad von Serenifimus, und da 'ab' id aefagt zu ihr:

„Rose, mein Kind, wenn soll Monsieur Weingärtner kommen, dich zu fragen.“

„Nun?“ machte dieser zum dritten Mal.

„Ist ein sonderlich Kind, die Rose. Ad' aben bekommen gar keine Antwort. Sie 'at nur gehabt die Thränen in die Aua, und dann sein sie gelaufen in ihr Kammer und hat geschoben das Riechel vor die Thür.“

„Ach will mich nicht aufdrängen, wenn ich dem Fräulein nicht passe!“ saate der Kammerdiener bilirt und machte würdevoll Miene, sich zu erheben. „Ach werde Serenifimus Melbung erlitten von dem, was Sie mir da soeben gesagt haben, und ich denke, das wird anienien!“

Dututel war aufgesprungen und zog ihn wieder auf seinen Stuhl nieder. „Warum aleid ausschütten die Kopf mit das Bad? Die Rose sein ein Kind, ein ganz thörisches Kind, und Sie sollen sein ein kluger Mann. Sie müssen 'aben Geduld mit das Kind. Lassen Sie mir nur machen. Sie wird thun, was id will. Und sie wird sein eine geborame Tochter und eine gute geborame Frau. Wir müssen ihr geben Zeit — das sein alles! 'aben Sie verstanden?“

„Ich müßte ja mit Blindheit und Taubheit geschlagen sein, wenn ich nicht verstehen sollte. Rämlich, daß Rose mich nicht mag. Und, Dututel, ich will Euch nicht verhehlen, ich habe auch schon so etwas munteln hören, als ob Rose eine Lücke in der Stadt hat — sie soll eine ganz besondere — hm! — Wortlese für zweierlei Tuch haben.“ Weingärtner kniff die Augen zusammen und blinzelte unter den schweren Lidern mit einem faunischen Lächeln zu Dututel hinüber. „Nun, ich bin nicht kleinlich. Das giebt sich alles von selber, wenn sie erst meine Frau ist. Aber“ — er hob die Stimme — „das sage ich Ihnen, Meister Dututel, an der Nase kitzeln läßt sich Joseph Weingärtner nicht.“

„Mon Dieu, wer will Ihnen denn gehen an die Nase? Sein Sie doch nicht so laut, daß alles thun hören, was wir sprechen.“

„Gut! Ich will Geduld haben, ich bin alt und verständig genug dazu. Warten Sie einmal, in acht Tagen, am 16., ist mein Geburtstag. Ist's Ihnen recht, wenn wir dann Verlobung feiern — und acht Wochen später Hochzeit?“ Er rieb die weichen wohlgepflegten Hände, beschaute sorgfältig den langen Nagel, den er sich nach dem Vorbild des Fürsten am kleinen Finger der rechten Hand zugelegt hatte und schloß dann: „Aber, Dututel, Sie kennen mich: ich habe das Ohr Serenifimus, und der allergnädigste Herr giebt etwas auf mich. Lassen Sie nicht Salz und Pfeffer auf unsere alte Freundschaft kommen!“

„Doch Gott behüt! Daß Gott behüt! Und, glaub' Sie mir, die Rose ist ein gehoram lieb Kind.“

Weingärtner erhob sich, sie schüttelten sich die Hände. Dann, als der Kammerdiener die Thürklinte schon in der Hand hatte, wandte er sich noch einmal um. „Alle Wetter, Dututel, das hätte ich fast vergessen. Lebermorgen geht der Hof nach Eisenburg, am acht Wochen etwa. Sie sollen sich reichlich einrichten, es wird Besuch erwartet.“ Er machte wieder sein Diplomaten-gesicht, trat einen Schritt zurück und raunte dem Koch ins Ohr: „Der Erbprinz von Waldenstein-Reiz kommt. Im Vertrauen gesagt, Schwiegerpapachen: wahrscheinlich giebt's in Eisenburg zwei Verlobungen.“

„Erstirid nicht, mein theures Mütterchen, ich schreibe diese Zeilen aus dem — Zuchthause, in dem ich mich seit acht Tagen befinde.“

„Nun, Du wirst Dir ja denken können, wie es zusammenhängt. Die fünf benachbarten Riesen — Staaten, die hier bei Schalhau mit spihauspringenden Winkeln zusammenstreffen, so daß man in einer Stunde neunmal verschiedene Grenzen überschreiten kann, ohne sonderlich auszusparen — diese fünf Staaten haben sich vor einem halben Jahrhundert, um einer dringenden Kultur-Aufgabe zu genügen, hier ein gemeinsames Zuchthaus gebaut. Schalhau heißt es, wird aber im Volksmunde allgemein Schmalhaus genannt. Für Schalhau hat mein Regiment die wenig ehrenvolle und angenehme Aufgabe, ein Wachkommando von einem Lieutenant und vierzig Mann zu stellen, die man scheinlichweise mit liebedem Kameradenpott „die Zuchthäuser“ zu nennen pflegt. Mannfeld war der letzte Inhaber dieses Postens, der alle acht Wochen abgelöst wird; er erkrankte aber plötzlich, und so traf mich das Loos seiner Vertretung.“

„Aber auch dieses Kommando hat neben vielem Schatten seine Lichtseiten. Der Dienst ist sehr bequem, die Remuneration, soweit sie nicht vom Wachdienst in Anspruch genommen ist, hat alle Tage ein wenig Exercieren und einen Lumpen — Appell — Parodon: „Sachannahsen“. Und da mir zwei tüchtige Unteroffiziere beigegeben sind, von denen der älteste, Bisfeldwibel Marschner, geradezu ein Mustermensch ist, so bin ich sehr wenig belastet.“

„Und dann die Hauptstunde. „Raum eine Viertelstunde Wegs, durch einen flachen Höhenrücken von Schalhau getrennt, liegt das Elwerstburger Jagdschloß Eisenburg, die Sommer — Residenz unseres Hofes. Raum hatte der Fürst gehört, daß ich dem Kommando im Schalhau beglückt sei, so ließ er mich befehlen, und seitdem ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht nach Eisenburg geordert worden wäre.“

„Der Fürst lebt in Eisenburg fast ganz wie ein reicher Privatmann; die Fesseln der Eitelkeit sind stark abgeschwächt, wenn natürlich auch immer die „Dehors“ gewahrt bleiben, wie Excellenz Eggeström, von der ich Dir schon schrieb, sagt. Serenifimus hat in Eisenburg eine wunderbare Antikensammlung aufgeschafft, und es ist rührend, wenn der blinde Herr seine Schätze abtastet, da ihm ja die volle Freude des Sehens verlaget bleibt. Er hat es sich nicht nehmen lassen, mich persönlich in das kleine Museum einzuführen, und soviel Erbschaft von Papa stekt doch in mir, daß ich kein Interesse zu heucheln brauchte. Man spottet so viel über die Kleinfaakterei, und in der That fehlt ja diesen Miniaturbüchsen bisweilen ein kleiner sonischer Zug nicht. Aber man darf doch auch nicht übersehen, daß fast jeder von ihnen ein kleines Kulturzentrum für unser deutsches Volk war und noch ist.“

„Aber auch davon wollte ich Dir eigentlich nicht schreiben. Ich müßte ja kein Marschn sein, wenn mich nicht mehr denn die kalten Marmorstatuen, die etruskischen Vasen und die köstlichen Kannen die lebendigen Menschen interessieren.“

„Und wie sehr thun sie dies —“

„Da ist unsere holde kleine Prinzessin, die mir so anädig gegenübertritt, daß Dem großer Junge vor dem halben Kinde bisweilen ein wenig — Angst hat. Charlotte, die kluge, nur zu verständliche, hat mir einmal gesagt: „Niemand kann sich dem Reize unseres Prinzchens entziehen.“ Sie hat damit wie immer den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich bin stets Dein aufrichtiger Sohn gewesen, sieß Mama und Du weißt, ich bin nicht eitel. Aber ich fürchte, das Prinzchchen hat, höchst respektwidrig gesagt, allerlei Raupen im Köpchen. Mit Blindheit müßte ich geschlagen sein, wenn ich es nicht merken sollte. Heute schmollt sie wie ein unartiges Mädchen, morgen alängt sie auf wie ein Sonnenstrahl, sobald ich mich vor ihr verbeuge, und dann und wann huscht ein merkwürdig fragender, erwartungsgeoppanter Ausdruck über ihr liebes Kinder-Gesicht. Lieb — man muß sie lieb haben!“

„Erstirid nicht, mein theures Mütterchen, Du weißt ja, mit mir hat es keine Gefahr, oßchen —“

„Rein, ich bin gefeit. Denn — nun kommt das Gedächtnis, das Deinem Mütterchen, glaube ich, aber nichts Neues sagen wird: aus der alten Jugendneigung zu Charlotte ist in mir eine große, tiefe Liebe emporgerreift!“

„Und sie ist es, die mit all dem Glück, das sie in sich trägt, doch auch jede Stunde, die ich in Eisenburg zubringen darf, trübt. Nicht darum, mein Mütterchen, weil wir beide arme Schluider sind; ich fühle ja die Fähigkeit und die Kraft in mir, um Charlotte zu kämpfen und zu ringen. Aber ich fürchte, daß das alte trübende „Liebe weckt Gegenliebe!“ bei ihr nicht zutrifft. Sie ist sich immer gleich; sie ist nie geradezu untreulich zu mir, aber auch nicht um einen Schritt kommt, daß sie mir ausreißt, sogar daß sie mein Kommen nicht gern sieht. Und dann und wann bricht doch auch ein schärferes Wort von ihren Lippen, das ich mir nicht zu deuten vermag. Und wenn es nichts anderes ist als ihre geistige Auehrung: „Sie haben ja merkwürdig wenig Dienst in Schmalhaus, Vetter!“ — im Ausdruck liegt dann immer ein Etwas, das mir zu sagen scheint: „Es wäre besser, der Dienst ließe Kurt Willröder nicht so viel nach Eisenburg kommen!“

„Wenn sie mich aber liebt — nur ein klein, klein wenig — dann würde sie dies nicht sagen! Hab' ich recht, mein Mütterchen?“

„Und nun schreibe mir aus Deinem fürsorglichen, liebevollen Herzen heraus, wie Du über all das denkst — die Mutter dem Sohne, der reue Kamerad, der Du mit immer gewesen, dem Kameraden.“ Und Dir, Deinem Rath, Deiner Einsicht will ich folgen.“

Willröder legte die Feder aus der Hand; es hatte an der Thür geklopft. Auf sein „Herein“ trat der Burche ein und meldete, daß der Herr Feldwibel mit dem Morgenrapport warte.

„Soll herintommen.“ — Guten Morgen, Marschner! Was giebt es Neues?“

„Nichts von Belang, Herr Lieutenant. Ich bringe nur den Postenzettel und die Meldung an das Regiment zur Unterschrift. Für den Grenadier-Regiment muß bei der Compagnie eine Hofe dritter Garnitur requirirt werden und die Stiefel des Getreiten Paulsen müssen zum Schuster.“

Es kam geschäftsmäßig heraus, aber ganz lenlos, so daß Willröder auffah. Kopfschüttelnd erledigte er die Unterschriften. Der Mann schien ihm seit gestern merkwürdig verändert.

„Um ein Uhr Appell mit der dritten Garnitur. Ich will die Hele von Regier, von denen der älteste, Bisfeldwibel Marschner, geradezu ein Mustermensch ist, so bin ich sehr wenig belastet.“

„Und dann die Hauptstunde. „Raum eine Viertelstunde Wegs, durch einen flachen Höhenrücken von Schalhau getrennt, liegt das Elwerstburger Jagdschloß Eisenburg, die Sommer — Residenz unseres Hofes. Raum hatte der Fürst gehört, daß ich dem Kommando im Schalhau beglückt sei, so ließ er mich befehlen, und seitdem ist kaum ein Tag vergangen, an dem ich nicht nach Eisenburg geordert worden wäre.“

Willröder war aufgesprungen, denn er sah, wie der starke Körper des jungen Mannes vor ihm bebte, und er glaubte nicht anders, als der Feldwibel habe einen heftigen Nervenfall. „So sehen Sie sich doch, Warten Sie einmal, ich will Ihnen ein Glas Wein geben.“

Marschner hatte sich wirklich einen Augenblick schwer auf die Platte des Schreibtisches stützen müssen. Aber er richtete sich bereits wieder stramm auf. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Lieutenant — es ist schon vorüber.“ Er wollte das Zimmer verlassen, Willröder hielt ihn jedoch zurück, drückte ihn in einen Stuhl nieder und nahm aus dem Schrank eine Flasche Bordeaux.

„Hier, Marschner — bitte. Donnerweiter, Feldwibel, Sie sehen aber wirklich morbdelend aus! Ich will doch lieber zum Doktor schiden.“

Hoffig trank der Mann das Glas aus. „Danke, Herr Lieutenant, dank! Der Arzt würde mir auch nicht helfen können.“

Er sagte das mit so eigenem Tonfall, mit solch einem Ausdruck hoffungsloser Verzweiflung, daß der junge Offizier nun erst recht aufmerksam wurde. Willröder hatte Herz für seine Untergebenen, für ihn war ein braver Soldat mehr als eine geforsame Maschine. Und so setzte er sich denn dem Feldwibel gegenüber, legte beide Hände auf dessen Kniee und sprach zu ihm wie ein guter Kamerad mit dem anderen. Er sah jetzt wohl, es lafierte auf ihm etwas anderes als ein körperliches Leid.

Nicht lange, und es ging noch einmal wie ein Beben durch den Körper des Mannes. Dann schluchzte er ein paar mal wider Willen laut auf.

„Marschner, ich spreche hier nicht als Vorgesetzter. Haben Sie Vertrauen zu mir? Was drückt Sie? Ist es eine dienstliche Angelegenheit?“

Der Feldwibel schüttelte schweigend den Kopf.

„Wir sind beide jung, Marschner — ich habe Verständnis auch für eine Thorheit, wenn sie nicht unehrenhaft ist! Haben Sie Schulden?“

Wieder nur ein leises Kopfschütteln und ein kurzes „Nein, nein, Herr Lieutenant!“ Und dann noch einmal ein trampfhaftes Aufschlagen.

Nun wachte Willröder Beschaid. Ein flüchtiges Lächeln glitt über seine ersten Züge, und er tippte mit dem Zeigefinger auf das Herz des Mannes vor ihm. „Sigi's dort, mein armer Marschner?“

Da sagte der Unteroffizier gegen alles Reglement nach der Hand seines Vorgesetzten und neigte das Haupt.

Als Willröder am Nachmittag auf dem Berg nach Eisenburg auf dem Höhenrücken stand, der die beiden schmalen Thäler trennte, und hinabsah auf den grünen Park und die weißschimmernden Fronten dort unten, überkam ihn mit dem so seltsam in der eigenen Brust gemischten Glücks- und Leidensgefühl die Erinnerung an die Liebes- und Leidensgeschichte, die er am Morgen gehört hatte.

Es war doch überall auf dieser schönen, schlichten Welt das gleiche — bei hoch und gering, bei arm und bei reich!

Überall hoben sich Mauern, unübersteigbare Hindernisse zwischen liebenden Herzen, überall gab es trennende Klüfte, über die keine Brücke zu führen schien. Und selbst da, wo es eigentlich kein Hindernis geben sollte, fanden sich sicher böswillige, ungeschickte Härte, die es künstlich aufrichteten. Ja, wenn selbst Böswilligkeit und Ungeschick fehlten, stellten geschäftig sich Eitelkeit, kurzzeitiger Sinn, Trach, Eigenwille ein, die Brücke zum Glück abzutragen.

In trüb Gedanken versunken schritt er langsam weiter, in die schattigen Buchen des Parkes hinein, die sich mit ihren mächtigen Kronen wie Domesböben über dem bestelken Fahrweg erhobt haben.

Heute war Prinzchchen vor Tisch ausgefahren und hatte Charlotte mitgenommen.

Als sie nun auf der Rückfahrt zum Schloß von weitem die Uniform sah, meinte Durchlaucht kurz entschlossen: „Du, Kottichen, wir nehmen ihn mit. Da, auf dem Rückzug!“

„Ich bitte, Prinzchchen — nein!“

„Aber warum denn nicht, Kotti? Er ist doch Papas Gast?“

„Wirklich, Durchlaucht — Verzeihung — es schidt sich nicht!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Feuerdämon auf See.

In der letzten Zeit wurde wieder über einige Brände, welche auf Ozean-schiffen ausbrachen, in kurzen Worten berichtet, soweit die Zeitungen es überhaupt der Mühe werth fanden, diese Fälle zu erwähnen. Wie tief ist die Bedeutung solcher Ereignisse gestiegen, und wie harmlos sind dieselben fast ohne Ausnahme im Vergleich zu früher!

Wirkliche Schiffsbrand-Katastrophen, die es diejenige der „Austria“ war, sind in unseren Tagen thatsächlich so gut wie unmöglich. In dieser Beziehung kann man wirklich sagen, daß die modernen Einrichtungen die Sicherheit des See-Verkehrs unter allen Umständen bedeutend gehoben haben. In den letzten 15 bis 20 Jahren besonders hat die Zahl der Brände zur See gewaltig abgenommen. Auf regulären Passagierdampfern sind solche beinahe in Verschollenheit gerathen (wenn auch nicht bei der Schiffsbemannung selbst), und auf sonstigen Schiffen, einschließ-lich der besseren Frachtdampfer und sogar der bedeutenderen Segelschiffe sind verhängnisvolle Feuerbrünste eine große Seltenheit geworden.

Dieser erfreuliche Wandel ist zu einem großen Theil auf das elektrische Licht zurückzuführen, dessen Einführung wenigstens auf großen Passagierschiffen mehr als alles Andere dazu beigetragen hat, die Feuergefahr auf der See auf ein Minimum herabzubringen.

Denn die Mehrheit solcher Brände, welche in früherer Zeit vorkamen, entstand durch Unfälle an Öellampen in irgend einem entlegenen Theile des Schiffes. Entweder geriet der Apparat, an welchem die Lampe hing, auf die Ordnung, oder der Lampen-Gehäuse wurde von irgend einem Gegenstand getroffen, welcher beim Rollen des Schiffes losgebrochen war. Dann explodirte die Lampe, das Öl spritzte nach allen Richtungen herum, — und das Weitere gab sich dann von selbst! Seit aber jedes große Passagierschiff und beinahe jedes moderne Cargo-Boot elektrische Beleuchtung hat, und fort und fort noch besondere Sicherheitsvorkehrungen aufkommen, ist die Feuergefahr eine sehr geringe geworden.

Erheblich trägt zur Sicherheit gegen Brände auch die immer allgemeinere Anwendung von wasserlöslichen Zwischenschichten oder Schotten bei. Ja, man könnte behaupten, daß dieselben in die e r Beziehung größerer Nutzen brächte, als für den Zweck, für den sie eigentlich bestimmt waren. Denn die Erfahrungen mit der „Ebe“, mit dem britischen Schiffschiff „Victoria“ und in mehreren anderen Fällen lassen den Werth dieser Schotten bei einem Zusammenstoß, oder überhaupt bei einem plötzlich eintretenden gewaltigen Leck, recht einigermaßen zweifelhaft erscheinen. Bei einer Feuerbrunst dagegen sind die Schotten — die von Metall sein müssen — unter allen Umständen von sehr großem Werth, da sie es vor-aussetzen, daß die Thüren verriegelt sind) ermöglichen, das Feuer auf eine einzige Schiffs-Abtheilung zu beschränken; auf diese läßt sich dann die ganze Gegenwehr concentriren, und, wenn alle Stricke reißen, so kann das Feuer in dieser einen Abtheilung buchstäblich erstickt werden. Soweit Frachtdampfer Schotten besitzen, haben dieselben meist gar keine Verbindungs-thüre; daher hat auch der Leuchtstimm in dieser Hinsicht keinen Spielraum.

Auch ohne die Schotten könnte eine Feuerbrunst auf einem Schiff von solcher Bauart, wie es die meisten heutigen Passagierboote sind, viel leichter unter Controlle gebracht werden, als unter früheren Verhältnissen; denn in immer ausgebeimter Nähe wird beim Schiffsbau Metall, und in immer geringerer Nähe Holzwerk verwendet. Soweit wie möglich, ruht die Verkleidung unmittelbar auf dem Metall, so daß kein Luftraum zwischen beiden bleibt. Und alles sonstige Holzwerk liegt frei und offen; jedes Feuer in demselben läßt sich daher sehr rasch löschen. Zu alledem kommt noch das vor-gängliche Feuerweh-Sytem und die häufige Einübung der Mannschaft im Feuerwehdiensft auf allen modernen großen Passagierdampfern.

Bei Frachtschiffen giebt es nur drei Arten überhaupt beförderter Carago, welche noch immer eine erhebliche Feuergefahr schaffen, nämlich: Baumwole, Kohle und ungebranntes Kalf. Die beiden ersteren können durch Selbstentzündung in Brand gerathen, denn langsam in den Tiefen des Schiffes dahin brenzeln und den Capitän nöthigen, am nächsten besten Hafen einzulaufen und auszuladen. Der Kalf wird nur durch Nachwehen gefährlich; übrigers wird er fast nur in Küsten-Schoonern befördert, da er wohlfeil transportirt werden muß, damit das Geschäft überhaupt profitabel ist. Die Fahrzeuge, welche Kalf — Carago annehmen, sind fast ohne Ausnahme alte, verrottete und sogar lecke „Kästen“, an denen nichts weiter auffallend ist, als daß sich überhaupt ein Mensch ihnen anvertraut! Aber was thut man nicht Alles um das liebe Brot!

Er sah, wie der starke Körper des jungen Mannes vor ihm bebte, und er glaubte nicht anders, als der Feldwibel habe einen heftigen Nervenfall. „So sehen Sie sich doch, Warten Sie einmal, ich will Ihnen ein Glas Wein geben.“

Marschner hatte sich wirklich einen Augenblick schwer auf die Platte des Schreibtisches stützen müssen. Aber er richtete sich bereits wieder stramm auf. „Ich bitte um Verzeihung, Herr Lieutenant — es ist schon vorüber.“ Er wollte das Zimmer verlassen, Willröder hielt ihn jedoch zurück, drückte ihn in einen Stuhl nieder und nahm aus dem Schrank eine Flasche Bordeaux.

„Hier, Marschner — bitte. Donnerweiter, Feldwibel, Sie sehen aber wirklich morbdelend aus! Ich will doch lieber zum Doktor schiden.“

Hoffig trank der Mann das Glas aus. „Danke, Herr Lieutenant, dank! Der Arzt würde mir auch nicht helfen können.“

Er sagte das mit so eigenem Tonfall, mit solch einem Ausdruck hoffungsloser Verzweiflung, daß der junge Offizier nun erst recht aufmerksam wurde. Willröder hatte Herz für seine Untergebenen, für ihn war ein braver Soldat mehr als eine geforsame Maschine. Und so setzte er sich denn dem Feldwibel gegenüber, legte beide Hände auf dessen Kniee und sprach zu ihm wie ein guter Kamerad mit dem anderen. Er sah jetzt wohl, es lafierte auf ihm etwas anderes als ein körperliches Leid.

Nicht lange, und es ging noch einmal wie ein Beben durch den Körper des Mannes. Dann schluchzte er ein paar mal wider Willen laut auf.

„Marschner, ich spreche hier nicht als Vorgesetzter. Haben Sie Vertrauen zu mir? Was drückt Sie? Ist es eine dienstliche Angelegenheit?“

Der Feldwibel schüttelte schweigend den Kopf.

„Wir sind beide jung, Marschner — ich habe Verständnis auch für eine Thorheit, wenn sie nicht unehrenhaft ist! Haben Sie Schulden?“

Wieder nur ein leises Kopfschütteln und ein kurzes „Nein, nein, Herr Lieutenant!“ Und dann noch einmal ein trampfhaftes Aufschlagen.

Nun wachte Willröder Beschaid. Ein flüchtiges Lächeln glitt über seine ersten Züge, und er tippte mit dem Zeigefinger auf das Herz des Mannes vor ihm. „Sigi's dort, mein armer Marschner?“

Da sagte der Unteroffizier gegen alles Reglement nach der Hand seines Vorgesetzten und neigte das Haupt.

Als Willröder am Nachmittag auf dem Berg nach Eisenburg auf dem Höhenrücken stand, der die beiden schmalen Thäler trennte, und hinabsah auf den grünen Park und die weißschimmernden Fronten dort unten, überkam ihn mit dem so seltsam in der eigenen Brust gemischten Glücks- und Leidensgefühl die Erinnerung an die Liebes- und Leidensgeschichte, die er am Morgen gehört hatte.

Es war doch überall auf dieser schönen, schlichten Welt das gleiche — bei hoch und gering, bei arm und bei reich!

Überall hoben sich Mauern, unübersteigbare Hindernisse zwischen liebenden Herzen, überall gab es trennende Klüfte, über die keine Brücke zu führen schien. Und selbst da, wo es eigentlich kein Hindernis geben sollte, fanden sich sicher böswillige, ungeschickte Härte, die es künstlich aufrichteten. Ja, wenn selbst Böswilligkeit und Ungeschick fehlten, stellten geschäftig sich Eitelkeit, kurzzeitiger Sinn, Trach, Eigenwille ein, die Brücke zum Glück abzutragen.

In trüb Gedanken versunken schritt er langsam weiter, in die schattigen Buchen des Parkes hinein, die sich mit ihren mächtigen Kronen wie Domesböben über dem bestelken Fahrweg erhobt haben.